

Wertwandel oder Wertzerfall?

Im Sommer 1976 fanden in der Katholischen Akademie Hamburg jene Vorträge statt, die sich mit den „Grundwerten in Staat und Gesellschaft“ (herausgegeben von G. Gorschenek, München 1977) befaßten. In diesen Vorträgen vergewisserte sich die aktuelle Politik ihrer bleibenden Grundlagen und Begründungen. Am Ende des gleichen Jahres brachte die Frankfurter Allgemeine Zeitung (24. Dezember 1976) das Ergebnis einer Befragung von Intellektuellen zum Thema: „Haben sich unsere Wertvorstellungen geändert?“ In dieser Befragung bot sich als mögliche Steigerung im Ausdruck an: Wertpluralismus, Wertwandel, Wertzerfall. Während Helmut Schelsky die „Grundwertkämpfe“ als eine „moderne Formulierung für Glaubenskämpfe“ qualifizierte, hob Golo Mann hervor, daß eine Gesellschaft nicht nur mit „Angeboten“ leben könne, daß sie „Gebote“ brauche, und Alexander Mitscherlich sagte: „Ohne gemeinsame Wertvorstellungen und ohne das Anerkennen ihres verpflichtenden Anspruchs muß jede Gesellschaft an ihrem ungehemmten Egoismus zugrunde gehen.“

In der Rückschau markieren beide Ereignisse eine neue Beschäftigung mit der Frage, wie der Wertwandel in westlichen Industriegesellschaften zu beurteilen sei. Die bereits damals sich andeutenden Möglichkeiten einer Antwort bieten sich auch heute noch an. Zweierlei hat sich allerdings verändert: Einmal hat inzwischen die Wertforschung Fortschritte gemacht und neue Ergebnisse vorgelegt. Zum anderen hat sich das Meinungsspektrum noch weiter profiliert, um nicht zu sagen: polarisiert, nicht zuletzt durch jene Gruppen, die der Gesellschaft und den Kirchen in alternativen Lebensformen „neue Werte“ vorleben. Wie wäre auf diesem Hintergrund heute die Situation zu beschreiben? Ist sie nur ein Wertwandel? Etwa gar zum Eindeutig-Positiven? Oder muß von einem Wertzerfall gesprochen werden?

Zerfall der bürgerlichen Werte

Die These vom Zerfall der bürgerlichen Werte wurde vor allem von *Elisabeth Noelle-Neumann* vertreten. Nach Beiträgen in der „Zeit“ im Sommer 1975 trug sie ihre Ansicht in ihrem Buch „Werden wir alle Proletarier?“ (Zürich 1978) vor. Um ihre Aussagen verstehen zu können, muß zuerst klargestellt werden, was für sie „bürgerliche Werte“ sind. Da sie selbst wahrnahm, wie schillernd und vieldeutig dieser Begriff ist, gab sie ausdrücklich an, was sie unter „bürgerlichen Werten“ versteht. Bürgerliche Werte sind:

„Der hohe Wert von Arbeit, von Leistung; Überzeugung, daß sich Anstrengung lohnt, Glaube an Aufstieg und Gerechtigkeit des Aufstiegs; Bejahung von Unterschieden zwischen den Menschen und ihrer Lage; Bejahung des Wettbewerbs, Sparsamkeit als Fähigkeit, kurzfristige Befriedigung zugunsten langfristiger zurückzustellen; Respekt vor Besitz; Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung, Prestige, damit verbunden Anerkennung der geltenden Normen von Sitte und Anstand; Konservatismus, um das Erworbene zu behalten; in gemäßigter Weise auch Bildungsstreben.“¹

Diese so definierten bürgerlichen Werte, die seit etwa 250 Jahren ihre Gültigkeit besaßen und zum Aufstieg einer kapitalistischen Wirtschaft (Max Weber) beitrugen, sieht E. Noelle-Neumann am Zerfallen. Sie begründet ihre These mit vielen Ergebnissen demoskopischer Untersuchungen. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß das Leben heute weniger als Aufgabe, sondern eher als Vergnügen verstanden wird; daß zwischen 1967 und 1972 auch in der Kindererziehung Werte wie Höflichkeit, Anstand, Einpassungsfähigkeit, Leistungsbereitschaft abgebaut wurden; daß die Arbeitsmoral insgesamt nachgelassen hat; daß der Respekt vor fremdem Eigentum abnahm; daß die Freizeit in der subjektiven Bewertung des einzelnen weit vor der Arbeit rangiert.

Diese Entwicklungen wurden durch die Allensbacher Langzeit-Studie „Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979“ (Allensbach 1981) vollauf bestätigt. Auf dem Symposium vom 20. Mai 1981 in Bad Godesberg, wo die Langzeit-Studie vorgestellt wurde, versuchte Hermann Lübke den „Trend-Typ“ dieser Entwicklungen nachzuzeichnen, und „in der Zusammenfassung ergibt (sich) das folgende Bild“: „Hoher Lebensstandard, distanzierteres Verhältnis zur Berufstätigkeit, abnehmende Mobilität, schwindende Arbeitsfreude, reiselustig, rasch gelangweilt und daher kontaktbeflissen, einsamkeitsflüchtig und zugleich bindungsscheu, politisiert, aber institutionenfremd, orientierungsbedürftig und kirchenfern.“²

Aus dem Vergleich zwischen den zuvor genannten „bürgerlichen Werten“ und den Wertvorstellungen, die diesen „Trend-Typ“ auszeichnen, der wohlweislich nicht ein „wirkliches Individuum, sondern ein Konstrukt durch Aufsummierung demoskopisch vermessener Trends ist“, wird deutlich, wieweit sich die Wertvorstellungen gewandelt haben und was – eher unterschwellig als in ausdrücklicher Zielsetzung – das Leben eines „modernen“ Deutschen ausmacht.

Wenn E. Noelle-Neumann dann die Ursache für die „Gedrücktheit“ sucht – „ein Ausdruck des eigentlich raschen Zerfalls der Werte, der sich in den letzten zehn bis zwölf Jahren ereignet hat“ –, entdeckt sie als eine der wichtigsten Ursachen das Fernsehen. Es mache traurig und träge, es erzeuge Langeweile, es bringe statt Wissen nur eine „Verstehensillusion“, es verändere tiefgreifend die Situation in den Familien und nehme die Freizeit in Beschlag³.

An anderer Stelle relativiert sie allerdings diese Einursächlichkeit: Das Fernsehen habe Entwicklungen, die bereits im Gang waren, verstärkt. Solche Entwicklungen waren der Umbruch der Euphorie von Zukunftserwartungen und Fortschritts Hoffnungen in einen gewissen Pessimismus (ihrer Meinung nach auch greifbar in

der niedrigen westdeutschen Geburtenrate)⁴. Sie nimmt also langlaufende Entwicklungen wahr, die die Grundeinstellungen der Menschen zur Arbeit, zur Freizeit, zum Leben insgesamt veränderten. Und im Aufgreifen des amerikanischen Wortspiels von „postindustrial – postindustrial“ spricht sie davon, daß wir in einer „Nach-Fleiß-Zeit“⁵ lebten. Darin aber kämen sowohl der Zerfall der Werte wie die „stille Revolution“ und auch so etwas wie „neue Werte“ zum Ausdruck.

Im Meinungsspektrum der Bundesrepublik wird diese Interpretation des Wertwandels, also der „Wertzerfall“, eher von Konservativen vertreten⁶.

Die „postmaterialistischen Werte“

Im Gegensatz zu E. Noelle-Neumann vertritt *Ronald Inglehart*, Professor für politische Wissenschaften an der Universität von Michigan, seit 1977 die These von den sogenannten „postmaterialistischen Werten“, in denen er alle Anzeichen eines positiv einzuschätzenden Wertwandels erkennt⁷. Aufgrund von Umfragedaten aus den Jahren 1970 bis 1978, die Inglehart bei Erhebungen in Ländern Europas und in Nordamerika gewann, kommt er zu der Ansicht:

„Der Wertwandel in den westlichen Gesellschaften vollzieht sich unsichtbar und oft unbeachtet. Aber seine Folgen manifestieren sich auf vielerlei Weise. Ein Beispiel dafür ist der Schutz der Umwelt vor Verschmutzung, Autobahnbau oder Atomkraftwerken. Andere Folgen zeigen sich in den Einstellungen zur Arbeit: Ein gutes Gehalt ist längst nicht mehr das Wichtigste, die Bedeutung einer interessanten und sinnvollen Arbeit tritt in den Vordergrund. In zunehmendem Maße suchen die Frauen die Gelegenheit zur Selbstverwirklichung außerhalb der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die politischen Protestbewegungen der letzten Jahre, die von der Mittelschicht ausgehen, scheinen eine weitere Folge des Wandels von einer materialistischen zu einer postmaterialistischen Wertordnung zu sein.“⁸

Die eigentlichen Unterschiede zwischen materialistischen und postmaterialistischen Werten sind auf die Kurzformel zu bringen: Lebensstandard (ökonomische und physische Sicherheit) gegen Lebensqualität (Menschlichkeit, Solidarität, Engagement für andere) – mit allen Suggestionen und Ungenauigkeiten solcher Schlagworte. Diese Randunschärfen machen zugleich ein wichtiges Charakteristikum dieser „neuen“ Werte aus.

Die postmaterialistischen Werte führen nun vor allem dazu, daß ihre Träger sich politisch engagieren. Sie investieren – nach Meinung Ingleharts – weniger Energien in die Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse und können sich deshalb „entfernteren“ Dingen zuwenden; sie sind in der Regel nicht zufrieden mit den bestehenden Verhältnissen und treiben den sozialen Wandel voran; für sie ist der materielle Schaden, der etwa bei einer Demonstration entsteht, nicht so negativ und „weniger bedrohlich als für Materialisten“. Kurz: „Postmaterialisten verfügen über eine größere Menge psychischer Energie, die in Politik investiert werden kann. Sie stehen den etablierten sozialen Ordnungen kritisch gegenüber und haben –

subjektiv gesehen – weniger durch unkonventionelle Aktivitäten zu verlieren als Materialisten. Politischer Protest und unkonventionelle politische Aktivität sind also Merkmale einer postmaterialistischen Gruppe.“⁹

Auf die Frage, wie eine solche neue Wertorientierung entstehe, trägt Inglehart zwei Hypothesen vor. Als erstes nennt er die Knappheitshypothese, nach der die Prioritäten eines Menschen immer seine sozioökonomische Lage widerspiegeln: „Den höchsten subjektiven Wert schreibt man den Dingen zu, die relativ knapp sind.“ Die zweite Hypothese ist die Sozialisationshypothese: Da die Beziehung zwischen der sozioökonomischen Lage und den Wertprioritäten nicht unmittelbar ist, gibt es eine beträchtliche Zeitverschiebung im Wertwandel; „denn zu einem großen Teil spiegeln die persönlichen Werte Bedingungen wider, die man in Kindheit und Jugend erlebte“. Die Sozialisation scheint demnach für den Aufbau neuer Werte von entscheidender Bedeutung zu sein. „Beide Hypothesen sind für eine Theorie des Wertwandels wesentlich.“

Auch Inglehart sieht mit seinen Hypothesen einige Probleme gegeben und versucht Kritik zu unterlaufen, wenn er nachfragt, ob es sich in diesem Wertwandel um einen Generationenwechsel (von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration) oder ob es sich in diesen Prioritäten nur um eine entwicklungspsychologisch bedingte Eigenart junger Menschen (also um einen „Alters-Effekt“) handle. Eine erste Antwort auf die nicht unwichtige Fragestellung lautet: „Obwohl wir eher an einen historischen Wandel glauben, ist die zweite Interpretationsmöglichkeit durchaus plausibel.“ Er hält also auch den Alterseffekt für möglich, ja für „plausibel“. Allerdings kommt er bei einer erneuten Auswertung seiner Forschungsergebnisse zu dem Schluß, daß es sich in diesen postmaterialistischen Werten um eine generationentypische Wahl handle und sich im Stil einer „stillen Revolution“ ein Wertwandel ereignet habe. Er hebt des öfteren den Zusammenhang zwischen postmaterialistischen Werten und der Protestbereitschaft zumal junger Menschen heraus.

In dieser Argumentation vermitteln Begriff und Wirklichkeit der Unzufriedenheit zwischen sozialer Situation und politischem Engagement der genannten Postmaterialisten. Deren hohe Protestbereitschaft spiegle ihr neues Verständnis von „Lebensqualität“. In früheren Untersuchungen sei immer wieder bestätigt worden, daß die subjektive Lebenszufriedenheit mit steigendem Einkommen zunehme. Nun aber sei zu beobachten, daß das Niveau der subjektiven Zufriedenheit seit 1945 insgesamt nicht gestiegen sei, trotz eines riesigen Zuwachses an Realeinkommen in den westlichen Industrieländern. Es drängt sich ihm demnach die Frage auf: „Erzeugt materieller Wohlstand also doch nicht höhere subjektive Qualität des Lebens? Ganz offensichtlich nicht! Langanhaltendes ökonomisches Wachstum führt nämlich zu einem Wandel in der Wertorientierung. Die wachsende Gruppe der Postmaterialisten ist insgesamt nicht zufriedener mit ihrem Leben als die Materialisten. Tatsächlich scheinen sie eher unzufriedener zu sein mit

den bestehenden Verhältnissen und dem politischen System. Und sie sind bereit, es zu ändern.“¹⁰ Gerade auch die Rolle der Unzufriedenheit in dieser Argumentation wird Anlaß zu weiterer kritischer Auseinandersetzung mit Ingleharts Hypothesen bieten.

Diese These von den „postmaterialistischen Werten“ wird in der Bundesrepublik vor allem von jenen übernommen, die dem Jugendprotest eher positiv gegenüberstehen und die auch im Raum der Kirche für weitere Reformen optieren.

Kritik an der These Ingleharts

Es verwundert nicht, daß die These von den „postmaterialistischen Werten“ nicht nur popularisiert, sondern vor allem in den Sozialwissenschaften auf ihre Stichhaltigkeit hin geprüft wurde. Dabei bot sich zweierlei zu besonderer Kritik an: einmal im theoretischen Bereich die Sozialisationstheorie und die evolutionäre Kulturtheorie, die beide den Wertwandel tragen, zum anderen im empirischen Bereich die Auswertung von Forschungsergebnissen. Beide Kritikpunkte wurden in den letzten Jahren gegen Inglehart vorgebracht, wobei eine zweite Analyse jener europäischen Umfragen, die Inglehart benutzte (auch aufgrund vorausliegender Annahmen) zu ganz anderen Ergebnissen kam¹¹. Aber von diesen Problemen einer empirischen Soziologie soll hier nicht die Rede sein.

Das *sozialisations-theoretische* Problem, ob gerade Kindheit und Jugend für die Wertfindung und damit für die etwaigen postmaterialistischen Werte von Bedeutung seien oder ob noch andere Lebenssituationen das „postmaterialistische“ Wertverhalten prägten, greift *Thomas Herz* auf. Er definiert sieben Phasen im Lebenszyklus, die „empfindliche Phasen“ sind: 1. die Geburt, 2. die Schulbildung, 3. die Eingliederung ins Erwerbsleben, 4. die Teilnahme an einer Wahl, 5. Heirat, 6. das erste Kind wird geboren, 7. Kinder verlassen den Haushalt. Im Gegensatz zu dieser differenzierenden Entfaltung spricht Inglehart nur von „formative years“ und von „childhood and youth“. Herz dagegen fordert: „Dies sind einige Stationen im Lebenszyklus, die mit den vorliegenden Untersuchungen auch nur grob erfaßt werden können. Es müßten sich jedoch, wäre die Theorie stichhaltig, deutlich unterschiedliche Wirkungen der wirtschaftlichen Situation auf die Wertvorstellung je nach Lebensphase ergeben. Die vorhandenen Daten eignen sich nicht für eine wirkliche Kohortenanalyse“¹², d. h. für eine Analyse von einzelnen (vorrückenden) Altersgruppen. Damit aber fielen die theoretischen Forderungen und die sozial-empirischen Möglichkeiten auseinander. Ingleharts These bleibe eine eher fragwürdige Theorie.

Inglehart antwortet in einer größeren Replik, die Forschungen von Herz erlaubten die Schlußfolgerung, bei jüngeren Altersgruppen sei in stärkerem Maß als bei älteren eine postmaterialistische Wertpräferenz vorhanden. „Dieser Sach-

verhalt läßt sich auf die ökonomischen Bedingungen zurückführen, die zur Zeit der ‚formative years‘ vorherrschten.“¹³ Inglehart wiederholt eigentlich nur seine These.

Weiterhin greift Herz in seiner Kritik die Tatsache auf, daß in den Umfragen, die Inglehart auswertet, die Werte des religiösen, des sexuellen und des familiären Bereichs fehlten und daß deshalb die Werthierarchie in dieser Art unzutreffend sei, ganz davon abgesehen, daß die Werte, die Inglehart erhebe, so im politischen System nicht institutionalisiert seien und daß ein direkter Zusammenhang zwischen dem Generationenwechsel (in Kohorten) und dem Wertwandel so nicht gegeben sei. Die Quintessenz, die Herz zieht, lautet: „Umgangssprachlich ausgedrückt: Die Theorie ist zu schön, um nicht wahr zu sein. Unsere Ergebnisse sind in der Hauptsache jedoch negativ.“¹⁴

Eher *kultursoziologisch* argumentiert *Hans D. Klingemann*, Professor am Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen in Mannheim. Er bestreitet Inglehart den Anspruch, empirisch zu belegen, westliche, entwickelte Industriegesellschaften befänden sich heute in einem kritischen Übergangsstadium; er könne vor allem nicht die Frage beantworten, „was denn eigentlich auf die postmateriellen Werte folgen soll“¹⁵.

Von grundsätzlicherer Bedeutung ist seine Kritik an dem evolutionären Modell, das in Ingleharts Hypothese zum Tragen kommt. Klingemann zweifelt dessen Richtigkeit an und beruft sich auf zwei amerikanische Forschungen, die dieses evolutionäre Modell in Frage stellen. Der eine Forscher, *J. Zvi Namenwirth*, analysierte 62 Wahlplattformen der Demokratischen und Republikanischen Partei aus den Jahren zwischen 1844 und 1964, *Robert Wilhelm Weber* griff für seine Analyse auf britische Thronreden aus den Jahren 1795 bis 1972 zurück. Das Ergebnis dieser Forschungen lautet, daß der langfristige Wertzyklus gleichbedeutend sei mit der Vorstellung eines statischen Gleichgewichts. „Bezogen auf den kurzfristigen Zyklus kennzeichnet diese Vorstellung ein gleitendes, ein ‚moving‘ Äquilibrium, weil diese Kurve um einen mittleren Grad des Wertinteresses variiert, der vom Verlauf des langfristigen Wertezyklus bestimmt wird.“¹⁶ Es ereignen sich also (zumal kurzfristig) keine tiefgreifenden Wertveränderungen.

Namenwirth und Weber nehmen dann zur Erklärung ihrer Ergebnisse Überlegungen von Talcott Parsons, Robert F. Bales und Edward S. Shils¹⁷ auf und formulieren eine bestimmte Phasenfolge, in der Gesellschaften die vier grundlegenden Systemprobleme lösen, die theoretisch postuliert werden:

„Die Dominanz von Werten wie Respekt, Rechtschaffenheit sowie die Betonung affektiver Bindungen deuten darauf hin, daß die Gesellschaft vorwiegend mit der Lösung *expressiver* Probleme befaßt ist. Das Vorherrschen von autoritätsbezogenen Werten sei kennzeichnend für eine Gesellschaft, die sich mit *adaptiven* Problemen und Problemen der Zielbestimmung auseinandersetzen muß. Die Dominanz technologischer Werte sei demgegenüber charakteristisch für Gesellschaften, die sich mit *instrumentellen* Problemen befassen. Die Auseinandersetzung um politische Machtverteilung und um soziale Gleichheit schließlich lasse auf vorwiegend integrative Problemlagen der Gesellschaft schließen.

Dominanz der Wertinteressen und typische Problemlagen der Gesellschaft werden also aufeinander bezogen gesehen.“¹⁸

Diese Struktur eines langfristigen Wertwandels ergibt sich nach Klingemann aus der Tatsache, daß Gesellschaften stets mit den genannten vier Systemproblemen konfrontiert sind. Weil sie überleben wollen, müssen sie die Probleme lösen. Da aber die Ressourcen der jeweiligen Gesellschaft nicht unbegrenzt sind und alle Probleme nicht gleichzeitig gelöst werden können, werden vorrangig die jeweils dominanten Probleme gelöst, dann später die anderen Probleme. Aus dieser Art des Umgangs mit den Problemen entsteht eine nicht zu übersehende Dynamik. Durch diese Aussagen Klingemanns wird das evolutionäre Modell als eine spezielle Erklärungsweise verdeutlicht, die durch Zyklenmodelle, insbesondere aus dem kulturellen Bereich, notwendigerweise ergänzt werden muß.

Mit diesen Ergebnissen wird einerseits die Grenze der Inglehartschen Hypothese deutlich aufgewiesen; es wird zur gleichen Zeit versucht, sie in eine umfassendere Betrachtung des kulturellen Wandels einzuordnen. Auch diese eher kultursoziologischen Überlegungen bringen mehr Skepsis den Thesen Ingleharts gegenüber mit sich als ungeteilte Zustimmung.

Postmaterialistische Werte und Hedonismus

Die These von den postmaterialistischen Werten förderte die Überzeugung, daß die jungen Generationen Europas die Schrittmacher eines Wertwandels zum Besseren seien; denn an der Spitze der neuen Werte steht das Leitbild jener Selbstverwirklichung, die wohl oder übel als säkularisierte Ausgabe des „Heils“ zu begreifen ist. Bei der Kritik, die nun diesem Begriff und seinen Glücksverheißungen gegenüber geäußert wird, ist nicht nur die gesamte Theorie Ingleharts mitbetroffen; es ist ebenso nicht ausgeschlossen, daß diese Kritik sich mit der Wertzerfallthese von Noelle-Neumann wieder berührt. Von zwei kritischen Positionen soll hier die Rede sein.

Helge Pross, Professorin für Soziologie an der Gesamthochschule Siegen, stellt „Wandlungen kollektiver Mentalitäten in der Bundesrepublik“ fest. Dabei lautet ihre These: „Das Neue steht überdies nicht außerhalb jeder Kontinuität. Es ist Fortsetzung von Bisherigem unter Verschiebung von Akzenten. Wir erleben keine Werterevolution, keine ‚Umwertung aller Werte‘, wir erleben eine Verlagerung von Wertprioritäten.“¹⁹ Ihre These entfaltet sie, indem sie drei Phasen der Entwicklung in der Bundesrepublik nachzeichnet.

Die erste Phase war die Aufbauphase, etwa bis zu den sechziger Jahren. Vorrangig waren damals Wachstum, Sicherheit, Leistung. Es überwog eine Art „dynamischer Ordnungsmentalität“. Dabei zeigte sich eine Hochschätzung des Konsums, der durch eine beinahe asketische Lebensweise erreicht wurde.

Für die Jahre von 1960 bis 1970 – also für die *zweite* Phase – erkennt H. Pross darin gewisse Veränderungen, daß etwa die positive Bewertung von Arbeit und Beruf abflacht, daß sich allmählich eine Freizeitgesellschaft etabliert, mit großer Reisefreudigkeit, Verkürzung der Arbeitszeit, Vorverlegung der Altersgrenze. All dies ging mit der Befriedigung persönlicher Lebensbedürfnisse einher, die Gesundheit wurde als „neuer“ Wert entdeckt, die Aufmerksamkeit für seelisches (zumal eigenes) Leiden wuchs. Es war der Beginn der Psychowelle. Eine Verschiebung war eingetreten: „Selbsterfüllung oder Lebenserfüllung wird nicht von der Hingabe an außerhalb des Individuums liegende Ziele erhofft, sondern von der Realisierung unmittelbar ich-bezogener Bestrebungen, nicht vom Dienst an der Religion oder am Vaterland oder an der Klasse oder an der Partei oder am Beruf oder an der Familie und auch nicht von einer durch disziplinierte Arbeit und ständige Sparsamkeit erst herzustellenden Zukunft, sondern unmittelbar von der Gegenwart, von der Beschäftigung mit sich selbst, von der Lösung aus der strengen Ordnung und Disziplin.“²⁰

Die weitere Entwicklung seit den siebziger Jahren – also in der *dritten* Phase – geht in der bereits eingeschlagenen Richtung weiter. Neuere Auffassungen von „Selbstverwirklichung“ treiben Eigenbedürfnis und Eigengenuß hoch, immer verbunden mit einem offensichtlichen Sicherheitsstreben und einem großen Verlangen nach Glück.

Die kulturkritische Beschreibung, die H. Pross liefert, würde der Gesamtsituation nicht gerecht, würde sie nicht auch Tendenzen benennen, die den bisher benannten Entwicklungen zuwiderlaufen: das Interesse für soziale Randgruppen, das Partizipationsverlangen, gerade in Bürgerinitiativen usw. Sie bestreitet dann wohl Amitai Etzionis Formel vom „neuen Hedonismus“ für die Mentalitätsveränderungen in der Bundesrepublik mit dem Hinweis: „weil übertrieben“. Dennoch sieht sie das Heraufkommen einer „Erfüllungsmentalität“, die sich aus dem Wohlstand des ganzen Landes, aus Verwöhnung, aus der Abkehr von Orientierungen der Askese und der Genügsamkeit ergibt: „Sie macht hedonistisch gefärbte Lebensauffassungen, früher das Privileg sehr kleiner Minderheiten, der Mehrheit zugänglich. Das ist der fortschrittliche Gehalt dieser ‚Tendenzwende‘.“²¹

Am Ende hält es H. Pross für nicht wahrscheinlich, daß sozialasketische Werthaltungen sich neuerlich durchsetzen (von einigen Gruppen abgesehen). Sie vermutet sogar, daß „die hedonistischen Neigungen die Verteilungskämpfe in der Gesellschaft verstärken, die Auseinandersetzung um die Verteilung von Vorrechten und Lasten“²². Eine „Gesellschaft der Lebensqualität“ biete – auch nach Etzioni – die Lösung der Probleme. Wobei sich die paradoxe Feststellung machen läßt, daß beide recht haben, der Optimismus Ingleharts wie die Skepsis Noelle-Neumanns, wenngleich aus ganz unterschiedlichen Gründen.

Die zweite Äußerung zum Hedonismus stammt von *Peter Kmiecik*, der sich seit seinem Gutachten „Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik

Deutschland“ (Göttingen 1976) immer wieder mit den Fragen des Wertwandels befaßt hat. Er sieht unsere Gesellschaft unter „Wertspannungen“. „Die Entwicklung in dieser Richtung hält an. Dabei sind jetzt zwei Aspekte äußerst wichtig. Erstens ist unser Sozialsystem angesichts des fortschreitenden Zerfalls tradierter Überzeugungen, Orientierungsleitlinien und Idealen nicht mehr in der Lage, verläßlichen Halt anhand überlieferter Kulturelemente zu gewährleisten. Zweitens bilden sich neue bzw. veränderte Werthierarchisierungen heraus, die bereits von recht einflußreichen Gruppen propagiert und zum Teil schon vorgelebt werden.“²³

Damit trifft sich P. Kmieciak mit den bislang vorgetragenen, wenn auch widersprüchlichen Auskünften zum Wertwandel. Auch ihm entgeht also nicht ein Zerfall traditioneller Wertsysteme. In der Konsequenz ist „auf die Ausbreitung eines kruden Hedonismus hinzuweisen“. Als Ursachen dieser extremen Lustorientierung erkennt er „die Befangenheit in einer modernen ‚Glücksillusion‘“. Sie habe sich im Zeichen der Säkularisierung, der Wohlstandssteigerung, der Veränderungen des Charakters der Arbeit, der Liberalisierung, des wissenschaftlichen und technologischen Fortschritts, massenmedialer Dauerberieselung und ansteigender Mobilität herausgebildet.

Wenn Kmieciak ferner das „hedonistische Glücksparadies“ attackiert und am Ende des neurotisierenden Zirkels („zwischen einerseits Gleichgültigkeit/Unzufriedenheit/mangelnde Genußfähigkeit und illusionären Trugbildern/unrealistischen Wünschen andererseits“²⁴) nichts anderes als Leere, ein nicht gelungenes Leben ausmacht, sieht er diese fragwürdige Lebensweise auch darin bestätigt, daß erreichbare Formen des Genusses, zumal der Sexualität, ihren Tabucharakter verloren, daß sich aber das Sterben und der Tod als neues Tabu aufgerichtet haben.

Dieser Hedonismus sei deshalb bedenklich, weil sich auf dieser Basis keine langfristig verantwortbaren und vertretbaren Lebens- und Zukunftsentwürfe begründen und durchhalten ließen. Man wird an das Schlagwort Jugendlicher „Alles – und zwar jetzt“ erinnert. Doch trotz dieses realistischen Blicks für die jetzige Situation bewertet Kmieciak die gegenwärtige Wert- und Orientierungskrise als „ambivalent“. Neben vielfältigen Gefährdungen biete sich auch „die Chance zu Neubesinnung und notwendiger Neuorientierung“.

Ausführlich kommt Kmieciak auf R. Ingleharts Thesen zu sprechen. Er hält sie unter der Hinsicht des behaupteten Zusammenhangs der ökonomischen Situation mit der Sozialisation für „sehr fragwürdig“, sieht aber doch „aufschlußreiche“ Befunde als Beleg für einen beschleunigt ablaufenden Wertwandel, der vor allem von privilegierten jungen Leuten ausgeht. Er erkennt – gleichsam zusammenfassend – auch im Rückgriff auf die Untersuchungen in Europa folgende vier Hauptverwandlungstrends:

„1. Der Bedeutungsverlust traditioneller Berufs- und Leistungsorientierung zugunsten einer privatisch-genußorientierten Haltung (und damit verstärkte Orientierung auf die in problematischer Weise häufig als nicht eindeutig ‚sinnbesetzt‘ und damit oft als ‚unausgefüllt‘ erlebte Freizeit). 2. Die

Veränderungen von Erziehungsmaximen und -zielen. 3. Die Veränderungen der Geschlechtsrollenbilder und damit des Verhältnisses der Geschlechter – im Zeichen des Vordringens partnerschaftlicher und egalitärer Haltungen generell. 4. Die Bedeutungserhöhung der Umweltorientierung im Zusammenhang mit der Befürchtung von Gesundheitsschäden.“²⁵

Diese Aussagen signalisieren noch einmal, daß die neuen, „postmaterialistischen“ Werte – wie sie nicht nur von „Alternativen“ gelebt werden – einstweilen noch gefährdet sind, und zwar durch einen Hedonismus, der die Selbstverwirklichung aller Sozialbindung beraubt und auf einen platten Egoismus verkürzt.

Ob am Ende E. Noelle-Neumann oder R. Inglehart durch den Lauf der Geschichte recht bekommen, ist einstweilen noch offen. Dies wird auch durch die konkrete Sozialpolitik²⁶ ebenso mitbestimmt werden wie durch das sensible Engagement der Kirchen. Daß in der Option für Solidarität, für Sensibilität, für Verantwortung für Umwelt und für Zukunft, für mehr (Mit-)Menschlichkeit von christlichen Werten gesprochen wird und daß manche „neuen Werte“ nichts anderes sind als konservative Werte von gestern, sei am Ende nur angemerkt.

ANMERKUNGEN

¹ E. Noelle-Neumann, *Werden wir alle Proletarier?* (Zürich 1978) 15.

² H. Lübke, *Kultureller Wandel im Spiegel der Demoskopie*, in: *Eine Generation später* (Symposium 20. 5. 1981, Mskr.) ³ E. Noelle-Neumann, a. a. O. 71, 101.

⁴ Dies., *Die junge Generation und der Wandel der Werte* (Juni/Juli 1980, Mskr.)

⁵ Dies., *Werden wir alle Proletarier?* 96; dies., *Politik und Glück*, in: *Freiheit und Sachzwang*, hrsg. v. H. Baier (Opladen 1977) 208ff.

⁶ Vgl. dazu auch J. Kard. Höffner, *Pastoral der Kirchenfremden* (Bonn 1979) und das Schrifttum von Christa Mewes.

⁷ R. Inglehart, *The silent revolution* (Princeton 1977).

⁸ Der., *Lebensqualität: eine Generationenfrage*, in: *Psychologie heute* (September 1979) 24. ⁹ Ebd. 27.

¹⁰ Ebd. 29; ders., *Wertwandel in den westlichen Gesellschaften*, in: H. Klages u. a., *Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel* (Frankfurt 1979) 279–316.

¹¹ Th. Herz, *Der Wandel von Wertvorstellungen in westlichen Industriegesellschaften*, in: *Kölner Zschr. für Soz. und Sozialpsych.* 31 (1979) 288–298. ¹² Ebd. 293, 294.

¹³ R. Inglehart, *Sozioökonomische Bedingungen und individuelle Wertpriorität*, in: *Kölner Zschr.* 32 (1980) 152.

¹⁴ Th. Herz, a. a. O. 298; ebenso F. Lehner, *Die „stille Revolution“*. Zur Theorie und Realität des Wertwandels in nachindustrialisierten Gesellschaften, in: H. Klages u. a., a. a. O. 317–327.

¹⁵ H. D. Klingemann, *Neuere Analysen des langfristigen Wertwandels*, in: *Selbstverwirklichung und Verantwortung in einer demokratischen Gesellschaft*, hrsg. v. d. Landeszentrale für pol. Bildung (Mainz 1979) 81.

¹⁶ Ebd. 83.

¹⁷ *Phase Movement in Relation to Motivation, Symbol Formation, and Role Structure*, in: *Working Papers in the Theorie of Action* (New York 1953) 163–269. ¹⁸ H. D. Klingemann, a. a. O. 83.

¹⁹ H. Pross, *Wandlungen kollektiver Mentalitäten in der Bundesrepublik*, in: *Entwicklungen der siebziger Jahre*, hrsg. v. H. Kreuzer u. K. W. Bonfig (Gerabronn 1978) 15. ²⁰ Ebd. 17. ²¹ Ebd. 19. ²² Ebd. 20.

²³ P. Kmicia, *Wertwandel und gesellschaftliche Problementwicklung*, in: *Neue Lebensentwürfe im Widerstreit zum Kind*, hrsg. v. Familienbund der Dt. Katholiken (Bonn 1980) 49. ²⁴ Ebd. 52.

²⁵ Ebd. 64; ders., *Wertstrukturen und Wertwandlungen in der Bundesrepublik*, in: *Gesellschaftliche Zielsysteme. Soziale Indikatoren IV*, hrsg. v. W. Zapf (Frankfurt 1976).

²⁶ E. Noelle-Neumann, *Werden wir alle Proletarier?* 28ff.; K. O. Hondrich, *Machen soziale Reformen glücklich? Gleichheits- und Freiheitsbestrebungen in der spätindustriellen Gesellschaft*, in: *Die Zeit*, 18. 7. 1975.